

Sozialdemokratischer Pressedienst

Verleger und Chefredakteur:
Eric Nifringhaus, Berlin.
Schriftföhrer: Gust Dörfelg 4194/4195



Redaktion für Verlag und Schriftleitung:
Berlin O 2 61, Zehn-Kilometer-Platz 5
Drahtanschrift: Copadienst

Die Befreiung erfolgt im Selbstverlag.

Der Inhalt ist nur auf Grund besonderer Zustimmung geföhrt. Abnahme betriebs 4 Bogen
vor dem Druckbeginn, wenn nicht anders bestimmt ist. Abnahmepreis für jede Seite 4 Bogen.

Berlin, den 18. Januar 1930

Der blutige Sonntag.

Der Auftakt der russischen Revolution

Int. Institut
Soz. Geschiedenis
Amsterdam

SPD. Vor einem Vierteljahrhundert, am 22. Januar 1905 bewegten sich lange, lange Züge Petersburger Arbeiter im Festgewand nach dem Winterpalais des Zaren. Ein geistlicher Kreuzträger marschierte an der Spitze des Zuges; viele Heiligen- und Zarenbilder, viele Kirchenfahnen wurden den Massen vorangetragen. Fast konnte es scheinen, dass eine Riesenprozession religiös ergriffener Arbeiter zum Väterchen wallfahrte. Die ganze Demonstration hatte ein kirchlich-mystisches Gepräge. Noch einmal schien sich ein wirklich bergeversetzender Glaube an ein übermenschliches, von göttlicher Autorität umwittertes Zarentum zu erheben, noch einmal schauten Hunderttausende von Arbeiteraugen in innerer Verklärung zu dem Throne Väterchens empor - noch einmal, dann aber zerfloss die ganze überirdische Herrlichkeit in ein alles erstarrendes Nichts, dann blickten entsetzte, fassungslose Augen auf die bluttriefenden Kosakensäbel des Mörders Nikolaus II.

Wie war es zu dieser grauenvollen Bluttragödie gekommen? Die zerschmetterten Kriegsniederlagen Russlands in seinem grossen Ringkampf mit Japan hatten Massendemonstrationen in den russischen Hauptstädten geweckt. Intellektuelle und Arbeiter beehrten stürmisch auf. Heftige Wellen schlug namentlich die proletarische Bewegung der Guss- und Fabrikstädte. Konnte man diese Wellen nicht bändigen, so dass sie im ruhigen Flusse dahinströmten, um die Mühlen der zaristischen Regierung zu treiben? Dieses Problem glaubte die russische Ochrana, glaubte die politische Geheimpolizei und namentlich der schlaue Subatow, das geistige Haupt des Petersburger Polizeidepartements lösen zu können.

Subatow hatte den "Verein der Fabrik- und Werkstättenarbeiter" bei der Abstellung der Tagesbeschwerden des niedergedrückten Proletariats ruhig gewähren lassen. In diesem Verein betätigte sich besonders eifrig der Pope Georgi Gapon. Dieser Gefängnis- und Fabrikgeistliche hatte sich die wärmsten Sympathien der Arbeiter erworben, weil er ihren Klagen willig Gehör schenkte und sie vor den Fabrikbesitzern vertrat. In den Arbeiterverein, der mit Billigung der hohen politischen Polizei seine Sitzungen abhielt, brachen die politischen Ideen des demokratischen Sozialismus immer mehr ein. In den Versammlungen des Vereins wurden die brennenden politischen und wirtschaftlichen Zeitfragen lebhaft erörtert. Die Empörung der ausgebeuteten Volksmassen schrie in zahlreichen Meetings immer wieder laut auf, und nicht nur das - sie ballte die Arbeitermassen zu Riesenstreiks zusammen. Die Streiks wurden zumeist von dem "Verein der Fabrik- und Werkstättenarbeiter" organisiert, sie wurden unter den Augen der Polizei vorbereitet. Gapon, der feurige Sprecher in den Arbeiterversammlungen, hielt enge Föhlung mit Subatow, mit den Spitzen der Behörden, mit dem Grafen Witte. Man darf sagen: die Polizei kannte sich in allen Herzenswinkeln Gapons aus. Dieser Pope hatte kein Geheimnis vor ihr.

Durch die Wucht der Arbeiterbewegung wurde Gapon weiter getrieben, als

es seine Freunde in der Ochrana gewünscht hatten. Es ist nicht abzustreiten, dass der Gapon des 22. Januar 1905 innerlich von den Ängsten und Nöten des arbeitenden Volkes stark bewegt wurde. Er hatte den Instinkt, dass etwas für dieses Volk geschehen musste. Als russischer Priester, der sich in den Ideengängen des Caesar-Papismus bewegte, wandte er sich an den Zaren, der der Caesar (Kaiser) und Papst in einer Person war. Aus seinem Kopfe war der Gedanke der Massendemonstration vor dem Zaren entsprungen. Dieser Gedanke übte eine fast bezaubernde, berückende Gewalt auf die Massen aus, die damals vor den kirchlichen Autoritäten tief in den Staub sanken. Das Priestergewand Gapons war in der Tragödie des 22. Januar durchaus von grosser Bedeutung gewesen. Wir können den Satz Trotzki's nicht unterschreiben, dass das Priestergewand des Popen "nur ein Nebenumstand" gewesen sei. Gewiss, das Proletariat stand hinter dem Popen und ging handelnd vor, aber dieses Proletariat war durch die mystische Idee des allhelfenden Zaren, dessen Bilder ja im Demonstrationszuge getragen wurden, aufs Tiefste ergriffen. Und indem Gapon einer religiös-mystischen Vorstellung des Volkes einen plastischen Ausdruck verlieh, gewann er eine historische Bedeutung. Der Gapon des Alltags war eine durchaus mittelmässige Person. Trotzki schildert ihn in seiner Schrift: "Russland in der Revolution" folgendermassen :

"Der Sohn eines Geistlichen, Seminarist, Theologiestudent, Gefängnis-priester, Agitator bei den Arbeitern mit offensichtlicher Zustimmung der Polizei, stand plötzlich an der Spitze einer nach Hunderttausenden zählenden Menge. Seine offizielle Position, sein Priestergewand, die elementare Erregung der in sich unklaren Massen und der fabelhafte Verlauf der Ereignisse hatten Gapon zum "Führer" gemacht. Ein Phantast auf dem psychologischen Untergrunde der Abenteuerlust, ein Südländer und Sanguiniker mit einer Andeutung von Verschmitztheit, ein völliger Ignorant in sozialen Problemen, war Gapon ebensowenig imstande die Vorgänge zu leiten, als ihren Verlauf vorauszusehen. Die Ereignisse zogen ihn mit sich fort."

Als die Regierung die russische Arbeiterbewegung wachsen und wachsen sah, da blitzte in ihren Reihen der diabolische Plan auf, die Arbeiterdemonstration Gapons gewaltsam niederzuwerfen. Die verbrecherische Clique um Trepow liess allen Vorbereitungen der Demonstration freien Lauf. Schon einige Tage vor dem Massenaufmarsch der Petersburger Arbeiter sprach man in Paris von dem Revolutionstage des 22. Januar. In den "Frühling" einer aufkeimenden Arbeiterbewegung sollte eben nach der Meinung Trepows der sibirische Winter des Absolutismus folgen.

In den Arbeiterquartieren formten sich am 22. Januar 1905 die proletarischen Massen zu gewaltigen Zügen. Sie fanden die Zugänge zum Winterpalais von schwerbewaffneten Bataillonen verriegelt. Sie gaben Salven über Salven auf die demonstrierenden Arbeiter ab. Kosaken sprengten heraus und ritten erbarmungslos Männer, Frauen und Kinder nieder. Tote und Verwundete lagen im Strassenschnee und färbten ihn mit ihrem Blute. Niemals ist bekannt geworden, welche Hekatomben von Menschen dem Götzen Absolutismus am 22. Januar geopfert wurden. Denn die Polizei entfernte im Dunkel der Nacht die Leichen vom Strassenpflaster und vergrub sie heimlich.

Ein ungeheurer Schrei der Empörung scholl in ganz Europa zum Himmel empor. Mit einer Riesenstreikwelle bedeckte sich Russland. Das Bild des Zaren wurde unter leidenschaftlichen Verfluchungen von den Arbeitern zerrissen. Die Massen erkannten, dass "Väterchen" kein Gott, kein Halbgott war, sondern nur ein Kommandant einer werdenden Kosakenbande. Der über dem Zarenhaupte schwebende Heiligenschein zerfloss völlig. Der blutige Sonntag hat in den Augen der gläubigen Massen die geistliche und weltliche Autorität des Zaren zertrümmert. In dem der Absolutismus den religiösen Glauben an den Zaren in den Massen mordete, mordete er sich selbst. Damit war der folgenschwerste Schritt zur russischen Revolution geschehen, einer Revolution, die dem Volke Frieden, Brot und Arbeit bringen sollte. Statt dessen herrscht heute in Russland ein System, das hinter dem zaristischen Mordregiment nicht im geringsten zurücksteht, das dem geknechteten Volk statt Brot und Arbeit Hunger und Elend gebracht hat.

SPD. Paris, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Briand ist am Sonnabend mittag mit einem Stab von Sachverständigen und höheren Funktionären des Quai d'Orsay nach London abgereist.

In den wenigen Tagen zwischen der Rückkehr aus Genf und seiner Abreise nach London hat der französische Ausseminister Zeit gefunden, mit den kompetenten Fachleuten und Politikern in Paris eine nicht unwesentliche Revision der französischen These für die Flottenkonferenz vorzunehmen. Vor allem dürfte in der Frage der Rüstungsbeschränkung nach Kategorien eine grundsätzliche Umstellung der französischen Forderungen geplant sein. Der Quai d'Orsay hatte noch in seiner vor kurzem veröffentlichten Note gegen die Beschränkung nach einzelnen Kategorien Stellung genommen, um sich auf diese Art die grösstmögliche Bewegungsfreiheit in der Verteilung der Frankreich zuzusprechenden Gesamt-Tonnage zu sichern. Da inzwischen aber in Washington die stärksten Widerstände gegen diesen Vorschlag bemerkbar wurden, sucht die französische Regierung nunmehr dasselbe auf einem anderen Wege zu erreichen. Demnach wäre man jetzt auch in Paris bereit, der Einschränkung nach Kategorien zuzustimmen, jedoch nur unter der Bedingung, dass im ganzen höchstens drei Kategorien mit sehr weit gesteckten Grenzen geschaffen werden, und zwar 1. Kategorie der grossen Schlachtschiffe, in die auch Flugzeug-Mutterschiffe einzubeziehen sind, 2. Kategorie der leichten Kreuzer und Hochsee-Kampfschiffe, 3. Kategorie der Unterseeboot-Flottille. Auf diese Art wäre für Frankreich praktisch das gleiche Ergebnis erzielt, wie bei einer begrenzten Gesamt-Tonnage. Denn die Admiralität hätte dann die Möglichkeit, innerhalb der Kategorie zwei, auf die es vor allem ankommt, die Verteilung ganz nach ihrem Ermessen vorzunehmen. Was Kategorie eins betrifft, so soll sich Frankreich mit der Absicht tragen, einen Vorstoss für die Herabsetzung der Maximal-Tonnage von 35 000 Tonnen, die das Washingtoner Abkommen bestimmt hatte, auf 20 000 Tonnen zu unternehmen. Dies gebe Frankreich, das seit Kriegsende auf den Bau grosser Schlachtschiffe verzichtet hat, die Möglichkeit, seine fünf veralteten Linienschiffe von insgesamt 175 000 Tonnen, durch die doppelte Anzahl zu ersetzen. Inbezug auf die Unterseeboot-Kategorie, in der Frankreich die angelsächsischen Länder fast schon überflügelt hat, dürfte die französische Delegation eine neue Erhöhung der französischen Tonnageziffer (zurzeit 90 000) verlangen; immer unter Berufung auf Frankreichs Kolonialbedürfnisse und die berühmte "lange Küstenlinie".

Einer Diskussion des chronischen italienisch-französischen Gegensatzes dürfte Frankreich wahrscheinlich durch ein geschicktes Manöver vorzubeugen trachten, indem es der italienischen Forderung nach einer Flottenparität mit der spontanen Zusage begegnet, Italien habe jederzeit das Recht, seine Flotte auf die Höhe der französischen zu bringen - was für Italien selbstverständlich eine Unmöglichkeit ist.

SPD. Halle, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Entsprechend den Parolen der kommunistischen Parteizentrale, das Demonstrationsverbot des preussischen Innenministers nicht zu beachten, versuchten jugendliche Elemente am Sonnabend-Abend Umzüge zu bilden. Einzelne Trupps zogen schreiend und johlend durch die Stadt und versuchten Zusammenstösse mit der Polizei zu provozieren. Es wird u.a. behauptet, dass die kommunistische Bezirksleitung an einige hundert Erwerbslose, deren sie sicher ist, 5 Mark ausgezahlt hat, mit der Weisung, ordentlich Krach zu schlagen. Die Polizei zeigt sich Herr der Lage.

SPD. Warschau, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Die kritische Lage der Lodzer Textilindustrie nimmt immer heiklere Formen an. In den nächsten Tagen sollen wiederum mehrere grosse Fabriken geschlossen werden, obwohl die Arbeitslosenziffer in Lodz bereits in den letzten Wochen um über 4 000 gestiegen ist.

Die Regierung hat inzwischen beschlossen vom Sejm besondere Unterstützungskredite für Lodz zu fordern und die Eisenbahntarife für Kohlentransporte nach Lodz herabzusetzen.

SPD. Bukarest, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

In der Nähe der Stadt Konstanza wurden durch die Explosion einer Granate drei junge Burschen getötet. Das Haus, in dem die Explosion erfolgte, wurde vollständig zertrümmert. Zwei gerade an dem Haus vorübergehende Personen erlitten schwere Verletzungen.

Die drei jungen Burschen hatten die aus dem Krieg stammende Granate auf einem Felde gefunden. Als sie zu Hause mit Hammer und Zange daran gingen die Granate zu öffnen, erfolgte das entsetzliche Unglück.

SPD. Paris, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Der "Intransigeant" veröffentlicht am Sonnabend eine Erklärung des Finanzministers Chéron über die Ergebnisse der Haager Regierungskonferenz, in der es u. a. heisst:

"Die Schöpfer des Genfer Protokolls hatten eine vollständige und endgültige Regelung des Reparationsproblems beabsichtigt. Dies ist heute erreicht. Das Charakteristikum der neuen Abmachungen ist, dass sie nicht mehr auf Zwang basieren, den die Gläubiger auf den Schuldner ausüben, sondern in gewissem Grade auf einer Interessengemeinschaft der beiden Parteien. Die Mobilisation der deutschen Schuld ist nunmehr gesichert, man kann sagen, dass sie für die erste Tranche bereits praktisch sichergestellt ist. Das Reparationsproblem ist aus einer politischen Frage zu einer Handelsfrage geworden."

SPD. Amsterdam, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Der deutsche Schlepper "Rheinfahrt 103", der mit einer Ladung Kohlen auf dem Wege von Gent nach Strassburg war, lief am Sonnabend am Hafendamm von Hanswéert auf. Mit zwölf Schleppern wurde vergeblich versucht das Schiff wieder flott zu machen. Die Ladung musste schliesslich von einem anderen Schiff übernommen werden.

Der deutsche Dampfer "Freya", der mit einer Ladung Zucker am 11. Januar Stettin mit dem Ziel Amsterdam verliess, ist hier bisher nicht eingetroffen. Man vermutet, dass das 1350 Tonnen-Schiff, das im Jahre 1877 auf einer englischen Werft erbaut wurde und der Stettiner Reederei Retzlaff gehört, in den Stürmen zu Beginn der Woche untergegangen ist. Der Kapitän des vor einigen Tagen auf Eierland gestrandeten lettländischen Dampfers "Skauts" will am Montag abend ein sinkendes Schiff wahrgenommen haben.

SPD. Hannover, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Am Sonnabend gestaltet sich die Zeugenvernehmungen im Prozess gegen die kommunistischen Sprengstoff-Attentäter zuweilen recht lebhaft. Wiederholt entstanden zwischen den kommunistischen Angeklagten und kommunistischen Zeugen stürmische Auseinandersetzungen.

Besondere Wut haben die der Zentrale ergebene Kommunisten gegen den Zeugen Erich Schmidt, weil er bei der Polizei "ausgepackt" hat und im links-kommunistischen Berliner "Volkswillen" Enthüllungen über die Hannoverschen KPD-Größen veröffentlichte. Schuft ist das mindeste, was ihm an den Kopf geworfen wurde. Im übrigen ergab die Vernehmung des Erich Schmidt, dem ehemaligen Vorsitzenden der "Roten Hilfe", der wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Sprengstoffverbrechens im Dienste der KPD bereits mit Zuchthaus vorbestraft ist (er war seinerzeit an dem Anschlag gegen das Oberpräsidium in Hannover beteiligt), keine neuen Momente. Er bestreitet entschieden, Buchholz zu den Attentaten veranlasst zu haben und erklärt: "Wenn ich schon ein Attentat geplant hätte, so hätte ich auch den Mut gehabt, es selbst auszuführen. Das beweist ja meine Vorstrafe." Schmidt erhob gleichzeitig schwere Anklagen gegen die Führung der KPD und behauptete, dass sie der eigenliche Anstifter sei und auf die Anklagebank gehöre.

Die Zentrale-Kommunisten warfen Schmidt wiederum vor, Rote-Hilfe - Gelder nicht abgeführt zu haben. Schmidt erwiderte darauf, die Gelder nicht abgeführt zu haben, weil er zu dem Zentral-Büro der Roten Hilfe kein Vertrauen hatte und nicht glaubte, dass es die Gelder wie vorgesehen einem Kinderheim zuführen würde. - Dienstag Weiterverhandlung.

SPD. Saloniki, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Ein bei der hiesigen Bürgermeisterei in Dienst stehender Chauffeur machte am Sonnabend den Versuch den Bürgermeister von Saloniki zu erschlagen. Als er gerade Hand an den Bürgermeister legen wollte, wurde er von den Rathausposten gefasst und in Polizeigewahrsam genommen. Der Chauffeur erklärte im Verlauf seiner Vernehmung von Kommunisten zu der Tat aufgestachelt worden zu sein.

SPD. Leipzig, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Der 4. Strafsenat des Reichsgerichts verurteilte am Sonnabend den 23 jährigen Klempner Werner Jurr aus Berlin-Lichtenberg wegen Verleitung zum Hochverrat und Vergehen gegen das Gesetz zum Schutze der Republik zu einem Jahr Festung und 100 Mark Geldstrafe.

Die völlig überflüssige Anklage war erhoben worden, weil der Angeklagte, der früher Mitglied der kommunistischen Partei und jetzt der K.O. (kommunistischen Opposition) angehört, in der Zeitschrift "Rote Jungfront" im Februar einen dummen Artikel erscheinen liess, in dem er ausführte, ein Krieg sei nur unmöglich, wenn zuvor das herrschende System und die kapitalistische Gesellschaft gestürzt würde.

SPD. Der Reichspräsident empfing am Sonnabend den scheidenden amerikanischen Botschafter Schurman in Abschiedsaudienz. Im Anschluss an den Empfang fand ein Frühstück statt, bei dem Hindenburg folgenden Trinkspruch ausbrachte: "Es ist mir ein lebhaftes Bedürfnis, Ihnen, Herr Botschafter, in dieser Stunde, da wir voneinander Abschied nehmen müssen, für alles das zu danken, was Sie in Ihrer Eigenschaft als Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika in Deutschland geleistet haben. Sie kennen unser Land bereits seit fr-

her Jugend und haben es in besseren Tagen gesehen, so dass Sie unsere jetzige Lage richtig zu beurteilen vermochten. Soe haben Sie während Ihrer fast fünfjährigen Arbeit hier zur Wiederherstellung der alten guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten wesentlich beigetragen.

Mit aufrichtiger Dankbarkeit haben wir das grosse Interesse begrüsst, das Sie unserer Wissenschaft und unseren kulturellen Bestrebungen entgegengebracht haben, und das in ganz besonderer Weise in der von Ihnen geschaffenen grossen Stiftung für die altberühmte Heidelberger Universität seinen Ausdruck gefunden hat."

SPD. London, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Während der Aufnahmen zu einem Sprechfilm brach in den Räumen der Gainsborough Studios, einer der führenden britischen Film-Gesellschaften ein Feuer aus und zerstörte die in der Londoner Vorstadt Islington gelegenen Ateliers vollständig. Die Baulichkeitenglichen binnen einer Stunde einer Ruine. Drei Personen erlitten leichte Verletzungen. Die übrigen bei der Filmaufnahme beschäftigten 100 Personen konnten sich frühzeitig retten.

SPD. Bukarest, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Der seit Monaten wegen zahlreicher schwerer Verbrechen gesuchte Bandenführer Salviof genannt der rumänische Garibaldi wurde am Sonnabend von der Polizei gestellt und nach einem heftigen Feuergefecht erschossen. Salviof hat zahlreiche Morde, Überfälle und Diebstähle auf dem Gewissen. Er war seit Monaten der Schrecken der rumänischen Stadt Calaranschi.

SPD. Hamburg, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Zwischen dem preussischen Justizministerium und der hamburgischen Landesjustizverwaltung ist nach langen Verhandlungen eine Vereinbarung getroffen worden, wonach die Hamburgische Strafanstalt für weibliche Gefangene soviel weibliche Gefangene aus preussischen Strafanstalten Schleswig-Holsteins und Nord-Hannovers übernimmt, wie sie in ihren jetzt zum grössten Teil leerstehenden Räumen unterbringen kann. Dafür werden die preussischen Strafanstalten in den beiden Nachbarprovinzen die gleiche Anzahl männlicher Gefangener aus Hamburg aufnehmen. Eine gegenseitige Aufrechnung der Kosten findet nicht statt.

Die zurzeit schwebenden Verhandlungen zwischen Hamburg, Bremen, Oldenburg und Braunschweig zur Gründung einer norddeutschen Gefängnis-Verwaltungsgemeinschaft, die den modernen Strafvollzug in den genannten Ländern einheitlich zur Durchführung bringen soll, werdendurch diese Vereinbarung nicht berührt.

SPD. Genf, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Die Kohlenkonferenz konnte ihr Ziel, eine internationale Arbeitszeit für die Untertage-Arbeiter festzusetzen, trotz aller Bemühungen einiger Regierungen, darunter der deutschen, und trotz des grossen Verständigungswillens der Arbeitnehmer nicht erreichen. Der letzte Tag der Konferenz zeigte nochmals deutlich die ungeheuren sachlichen Schwierigkeiten und die Renitenz der Grubenherren. Ursprünglich war die öffentliche Schlussitzung für Sonnabend-Vormittag vorgesehen. Da der Ausschuss sich nicht einigte, wurde sie erst auf drei Uhr und dann nochmals auf fünf Uhr verschoben, und fand erst am

späten Abend ihr Ende. Nachdem weder für sieben noch für $7\frac{1}{2}$ Stunden Arbeitszeit eine Mehrheit zu finden war, hoffte man in der öffentlichen Sitzung eine solche für $7\frac{3}{4}$ Stunden zu erreichen umso mehr, als der $7\frac{3}{4}$ Stunden tag nur mit Stimmgleichheit abgelehnt worden war. Aber die öffentliche Sitzung hatte dasselbe Ergebnis, mit 13 gegen 13 Stimmen bei einer Enthaltung fiel die Festsetzung der Arbeitszeit, trotzdem Deutschland noch in letzter Stunde einen Vermittlungsvorschlag machte.

Es war der polnische Regierungsvertreter, dessen Stimme die Ablehnung entschied, während sich die belgische Regierung beide Male der Stimme enthielt. Die Unternehmer gedachten diesen Erfolg weiter auszunutzen, indem sie anregten, nun auch die Überweisung der Frage an die Arbeitskonferenz im Juni überhaupt fallen zu lassen, erst ein energisches Einschreiten von Albert Thomas und der Arbeitnehmer verhinderte den letzten Vorstoss gegen die Arbeitszeitregelung.

Es wird nunmehr die Aufgabe des am 4. Februar zusammentretenden Verwaltungsrates des Arbeitsamtes sein, den nicht nur in den Hauptpunkten der Arbeitszeit, sondern auch in manchen anderen Punkten unvollständigen Abkommensentwurf zur Vervollständigung der Arbeitskonferenz im Juni zu überweisen, wobei die Frage offen ist, ob die Konferenz in diesem Jahre das Abkommen erledigen kann, oder ob auch auf ihr der Widerstand so gross ist, dass es nicht zustande kommt.

Zu der Frage der übrigen Arbeitsbedingungen im Bergbau und der Löhne sind Entschliessungen angenommen worden u.a. das von Deutschland geforderte Verbot der Arbeit von Jugendlichen und Frauen unter Tage zu empfehlen. Die Frage des bezahlten Urlaubs und der deutsche Antrag, das Abkommen erst in Kraft treten zu lassen, wenn alle Kohle produzierenden Länder es ratifiziert haben, konnten angesichts der Unvollständigkeit ebenfalls in der Schwebe bleiben. Der deutsche Antrag auf eine Ausnahme für die Braunkohle wurde am Sonnabend noch einmal abgelehnt, dürfte aber von der deutschen Regierung auf der Konferenz im Juni wieder vorgebracht werden.

Der belgische Bergarbeiterführer Delattre gab zum Schluss im Namen der Arbeitnehmer der Enttäuschung der Arbeitergruppen über das mangelhafte Ergebnis der Konferenz Ausdruck. Er betonte, dass die Arbeitnehmer am Siebenstundentag als Ziel festhalten und warnte die Regierungen und die Arbeitgeber davor, durch ein Versagen in der Frage der Arbeitszeitregelung die Hoffnung in den Herzen der Arbeiter zu töten und das Vertrauen in die internationale Sozialpolitik zu erschüttern.

Der Führer der christlichen Bergarbeiterorganisationen schloss sich diesen Worten an und betonte, dass auch für die christlichen Bergarbeiter der Siebenstundentag die Forderung sei und bleibe.

SPD. Haag, 18. Januar (Eig. Drahtb.)

Die fünf grossen Gläubigermächte haben sich mit den Vertretern der kleinen Entente in Verbindung gesetzt. Im Mittelpunkt der Verhandlungen steht heute die Frage der Ostreparationen. Die deutsch-tschechischen Schwierigkeiten werden die Konferenzverhandlungen nicht lange aufhalten. Dagegen weigert sich Italien standhaft, den Youngplan zu unterzeichnen, wenn die Tschechoslowakei nicht die vorgesehenen neun Millionen Mark jährlich bezahlt, die nach den Augustbeschlüssen an England gehen sollten. Die Tschechoslowakei wiederum leistet Widerstand, weil das Gesamtproblem der Ostreparationen nicht gelöst ist, und diese Lösung war bisher noch nicht möglich, weil Ungarn nach wie vor hartnäckig bleibt. Die Vertreter der Gläubigermächte suchen nun eine Konkordienformel mit Ungarn.

Als aller Mott

Von Leuten, die sich selbst besuchen.

Der Eine kommt zu sich als Dieb, der andere als "Wechsler".

I.

SPD. In Mailand ist ein Mann bei sich selbst eingebrochen. Wie hat er das angestellt ?

Franzesko F., ein kleiner und kärglich bezahlter Hilfsbuchhalter in einem Mailänder Versicherungsgeschäft, geriet kürzlich mit einer Anzahl Gesellen ins Gespräch, als er des Abends ein Lokal denkbar übelsten Rufes besuchte. Man schimpfte über alles Mögliche und Unmögliches, doch ganz nebenher betrank man sich masslos. Und in der Trunkenheit wuchs der Mut, es wurden allerhand verwegene Pläne entworfen, um das allgemeine Erdenübel, zuförderst aber das eigene, einzudämmen. Da nun die Kumpane des Signore F. im allgemeinen vor unerlaubten Dingen nicht zurückzuschrecken pflegten, so überredeten sie den F. und kamen mit ihm überein, da es doch gerade einmal Nacht war, einen kleinen, nicht eben nennenswerten Einbruch hinzulegen. Da überdies der Franzesko F. eine für einen solchen Plan geeignete Wohnung kannte, zog die Gesellschaft ab und zum Kampfplatz hin. Ein Dietrich erledigte den ersten Teil des Unternehmens. Die Bewohner waren nicht zu Hause, man machte sich also leise an die Durchsuchung der Räumlichkeiten. Es fand sich indessen nicht viel mehr als etwas zerschundenes Mobiliar. Fluchend zogen Franzeskos Kumpane wieder ab, während dieser selbst sinnend in der Wohnung stehen blieb. In seinem Rausch begab er sich jetzt an die Schublade eines Kleiderschranks, zog sie auf und holte - bare 200 Lire heraus. Mit diesen machte sich der Glückliche eilends davon, um sie noch in dieser Nacht in allein seligmachende Getränke umzusetzen.

Als der Morgen graute, fand sich Franzesko F. einsam und verlassen in einer Strasse im Osten Mailands. Er wusste nicht mehr viel von der Nacht, nur so etwas wie ein Einbruch schwebte ihm vor. Und da unser Hilfsbuchhalter sonst sehr ehrsam war, so stellten sich jetzt bei ihm eine Anzahl Gewissensbisse ein, die ihn bewogen, auf die Polizei zu gehen und seine Verfehlung zu melden. Zwei Beamte wurden dem Reuigen beigegeben, um ihn an den Tatort zu begleiten, den der Signore nur schwer wiederzufinden vermochte. Je näher der Verbrecherttransport aber dem Tatort kam, desto stutziger wurde unser Mann und schliesslich, als man vor der Wohnungstüre stand, vor der man diese Nacht den Dietrich gezückt hatte, fing der Franzesko mordsgrässlich an zu fluchen. Es war nämlich - seine eigene Wohnung gewesen, vor die er in der Nacht seine Gesellen geführt hatte und wo er 200 Lire Beute gemacht hatte, über deren Hinterlegungsort er so merkwürdig gut Bescheid gewusst hatte. Der neuen Zierde der Mailänder Verbrecherwelt geschah für diesmal nichts, weil man in Italien noch keine Handhabe hat, um Einbrüche in die eigene Wohnung zu bestrafen.

II.

Und dann ist noch die Geschichte eines Mannes zu erzählen, der nur zwei Mal wöchentlich seine Wohnung aufsuchen darf, um die Wäsche zu wechseln. Der Mann heisst Paul Sass, ist Bankbeamter in Budapest, und der Hauswirt, dessen Machtspruch er sich unterwerfen muss, ist ein gewisser Leopold Kovacs in derselben Stadt. Wirt und Mieter gerieten miteinander in Konflikt, Herr Kovacs kündigte Herrn Sass dessen Dreizimmerwohnung, und das Mieteinigungsamt gab wider Erwarten dem Hausbesitzer Recht. Der Bankjüngling sollte seine bisherige Behausung räumen, oder aber sofort die rückständige Miete bezahlen. Er tat

Roggen besser.

(Getreidebörse vom 18. Januar.)

SPD. Die Stimmung an der Berliner Produktenbörse war am Sonnabend wieder freundlicher. Namentlich konnte auch Roggen Preisgewinne erzielen, da auf dem alten Preisniveau sich wieder stärkere Kauflust zeigte, während andererseits das Angebot recht schwach blieb. So lagen die im Lokoverkehr notierten Preise um etwa 2 Mark höher. Am Markte der Zeitgeschäfte waren Preissteigerungen von 2 - 3 Mark zu verzeichnen. Auch Mehl, das gleichfalls besser gefragt war, konnte bei schwachem Angebot seinen Preisstand um 1 - 2 Mark und darüber erhöhen. Für Mehl zeigte sich noch keine grössere Nachfrage, trotzdem versuchten die Mühlen teilweise höhere Preise für Roggenmehl durchzusetzen. Für Hafer war die Tendenz gut stetig, da das Angebot sich wieder mehr verknappt hatte und der Konsum lediglich zufriedenstellend blieb.

	17. Januar	18. Januar
	(ab märkische Station in Mark)	
Weizen	243 - 246	245 - 248
Roggen	153 - 154	155 - 157
Braugerste	178 - 192	178 - 192
Futter- und Industrierogerste	160 - 168	160 - 168
Hafer	133 - 141	133 - 141
loco Mais Berlin	-	-
Weizenmehl	29,50-35,00	29,75-35,25
Roggenmehl	21,50-24,75	22,00-25,00
Weizenkleie	10,25-10,75	10,00-10,50
Roggenkleie	8,75- 9,25	8,50- 9,00
Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte: Weizen März 264-265 (Vortag 263), Mai 275 $\frac{1}{2}$ -277 (275), Roggen März 174 $\frac{1}{2}$ -176 $\frac{1}{2}$ Geld (173), Mai 180 bis 188 $\frac{1}{2}$ (183 $\frac{1}{4}$), Hafer März 150-151 $\frac{1}{4}$ (148), Mai 158 $\frac{1}{2}$ -160 (157 $\frac{1}{2}$).		

Berliner Milchpreis.

SPD. Milchpreis Berlin: Erzeugerpreis für 1 Liter Vollmilch frei Berlin = 15 Pfennige ab 17. Januar. Zur Zeit beträgt der Zuschlag für a) tiefgekühlte Milch 0,5 Reichspfennig je Liter, b) für molkereimässig bearbeitete Milch 1,0 bis 2,25 Reichspfennig je Liter nach Massgabe der abgeschlossenen Verträge.

Buttermarkt.

SPD. Offizielle Feststellung der Berliner Butternotierungskommission vom 18. Januar: I. 155 Mark, II. 140 Mark, III. 124 Mark je Zentner. Tendenz sehr ruhig.

Kunst und Wissen

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES S · P · D

Berlin, den 18. Januar 1930.

Die Ausrottung des Walfisches.^x

SPD. Der Walfisch schwebt in höchster Gefahr der Ausrottung. Nicht weniger als 30 000 dieser Meeresriesen werden jährlich abgeschlachtet, und wenn diesem Massenmord nicht durch internationale Vereinbarung Einhalt getan wird, gehört der Walfisch bald der Vergangenheit an. Dabei käme eine Einschränkung nicht nur dem Walfisch zugute, sondern ebenso sehr auch der verarbeitenden Industrie, die heute mit modernen Mordwaffen buchstäblich die Henne abschlachtet, die ihr goldene Eier legt. Ein einziger moderner Walfischfänger bringt in einer Fangzeit bis zu vier Millionen Dollar ein. Es ist leicht verständlich, dass angesichts solcher Gewinne die internationalen Gesellschaften, die den Walfischfang betreiben, nur schwer zu einer Einschränkung zu bewegen sind.

"Die grösste Besorgnis", sagt Dr. Cushman Murphy vom Naturgeschichtlichen Museum zu New York, "erregt der Umstand, dass durch diesen Massenmord die Zahl der lebenden Walfische gegenwärtig ihren tiefsten Stand erreicht hat, mit einer einzigen Ausnahme des Spermwals. Einst waren sämtliche Weltmeere von Walfischen belebt. Heute ist das Polarmeer der einzige Ort, wo sich noch Walfische in ansehnlicher Zahl befinden, obwohl auch hier einige Arten beträchtlich zusammengeschnitten sind. So waren im Jahre 1906 98 vom Hundert der bei der Insel Süd-Georgia gefangenen Walfische Buckelwale. Im letzten Jahre machten diese Buckelwale nur drei Prozent des Fanges aus, woraus hervorgeht, wie sehr diese Art in 22 Jahren ausgerottet wurde. Man hat allen Grund zu der Annahme, dass diese Art in wenigen Jahren gänzlich verschwinden wird, falls keine internationalen Schutzmassnahmen getroffen werden. Bei so grossen Tierrassen geht die Erholung nur sehr langsam vor sich, da nur alle zwei Jahre ein Junges geboren wird. Ist ihre Zahl erst einmal zu sehr zusammengeschnitten, so ist eine Erholung der Rasse überhaupt unmöglich.

Die Abschachtung der Walfische geschieht aus rein geschäftlichen Gründen. Falls überhaupt, werden nur wenige aus Sport getötet. Der Walfisch kann nicht als Plage hingestellt werden. Nicht eine der Walfischarten wurde ausgerottet, damit der Mensch ihren Wohnbereich einnehme, wie es bei Landtieren häufig der Fall ist, wenn die wachsende Bevölkerung Wälder abholzt und wildes Land urbar macht. In diesem ungleichen Kampfe mit dem Menschen ist der Walfisch verloren. In früheren Zeiten, als er in offenen Booten mit Handharpunen gejagt wurde, bot sich ihm die Möglichkeit des Entkommens. Doch gegen heutige Methoden, die Explosionsharpune, aus einer Kanone geschossen, die flinken Dampfschiffe, mit allen möglichen Kunstgriffen zur Vernichtung ausgerüstet, ist auch der schnellste Walfisch hilflos.

In den Anfängen des Walfischfanges, als nur der Speck und das Fischbein benutzt wurden, liess man den Rest im Meere treiben. Im Gegensatz zur allgemein herrschenden Ansicht wird heute der Walfisch nicht nur wegen des Tranes gejagt, sondern auch um mehrerer wertvoller Erzeugnisse willen. Die Entdeckung des Erdöls gab der Welt ein billiges Leuchtmittel, das noch dazu leichter zu gewinnen war, und verhalf dem Spermwal zur Schonung. Heute jedoch geht seine bedrohte Lage aus seiner zusammengeschnittenen Zahl hervor. Durch den Umstand, dass Pferdepeitsche und Beonkorsett ausser Gebrauch kamen, wurde eine andere Walfischart geschont, die wegen ihres Fischbeins berühmt war. Ein einziger solcher Walfisch war einst zehntausend Dollar wert. Den heutigen Dampfjägern sind

am wichtigsten der Blauwal, Finnwal und Buckelwal. Diese liefern wertvolles Oel für Schmierzwecke und Seifen, Fleisch, Fleischmehl für Rindvieh, Guano und Knochenmehl. Ein einziger Buckelwal von vierzig Tonnen Gewicht ergibt 40 000 Fleischportionen, ausser Oel, Knochen usw. Heute wird die Abfallverwertung bis aufs äusserste durchgeführt, und der ganze Kadaver wird restlos verarbeitet. Die Weissen haben dies von den Japanern gelernt. In Japan werden grosse Mengen Walfischfleischkonserven verkauft, da es ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel ist."

Im Abendlande begann der Walfischfang als ein Nationalgewerbe der Basken und kam nacheinander in die Hände der Holländer, Briten, Amerikaner und Skandinavier. Heute sind es norwegische Gesellschaften, die den Walfischmarkt zum grössten Teil beherrschen, denn der Fang geht hauptsächlich in den Polarmeeren vor sich, da die Walfische auf dem übrigen Teil der nördlichen Halbkugel so gut wie ausgerottet sind, mit Ausnahme von Teilen des Stillen Ozeans. Die alte, gemässigte Art des Walfischfanges war ein romantisches Gewerbe. Kleine Flotten von Segelschiffen zogen über die endlosen Meere bis Walfische gesichtet wurden. Man benutzte Ruderboote, und in einem solchen gebrechlichen Fahrzeug verliessen ein Dutzend Abenteurer das sichere Schiff und machten sich an den Walfisch heran. Am Bug eines jeden der kleinen Boote stand der Harpunierer und schleuderte die an einer Leine befestigte Harpune. Später wurde die Harpune von einer Kanone abgeschossen, und noch später benutzte man Granaten, die mit der Harpune verbunden waren. In damaliger Zeit erforderte die Walfischjagd mit jenen Mitteln Nerven, Kraft und stundenlangen Kampf. Dann folgten endlose Stunden mühsamer Arbeit, um den Speck zu gewinnen. Heute arbeitet auch diese Industrie mit moderner Gründlichkeit, und Massenproduktion ist das Ziel. Mächtige Dampfer werden ausgerüstet, jeder eine neuzeitliche Fabrik darstellend, in der zweihundert oder mehr Mann arbeiten. Am Bug steht die drehbare Kanone zum Abschliessen der Harpune. Eine moderne Harpune ist fast zwei Meter lang und wiegt hundert Pfund. Sie hat vier Widerhaken, die im Winkel von 45 Grad hervorspringen, wenn die Leine sich strafft. Das bewerkstelligt man an Bord, sobald die Harpune getroffen hat. Das ganze Verfahren ist von vernichtender Wirksamkeit und für die Jäger ohne Gefahr.

Im Bug eines modernen Walfischfängers befindet sich eine tunnelartige Oeffnung, die hinabführt ins Wasser. Diese Oeffnung ist weit genug, dass man einen Walfisch von 150 Tonnen Gewicht in die Mitte des Schiffes ziehen kann, wo er mit grösster Gründlichkeit und Schnelligkeit zerlegt wird. So mögen an einem Tage zehn bis fünfzehn Walfische getötet und verarbeitet werden. Der Walfischfänger "Larsen" zum Beispiel ist ein mächtiger Dampfer, der sechs "Jagdboote" von 200 Tonnen zur Verfügung hat, die beim Fang helfen. Diese ziehen im Sommer und Herbst von der Stewart-Insel südlich von Neuseeland aus und treffen sich mit dem Hauptschiff, wenn es im Dezember eintrifft. Die Kapitäne der Jagdboote haben einen Anteil am Fang, und verdienen bis zu 18.000 Dollar in drei Monaten. Man kann sich leicht ausmalen, mit welchem Eifer man da ans Werk geht und so viele Wale wie möglich zu erlegen sucht. Da es während der Jagdzeit nicht wirklich dunkel wird, arbeiten die Mannschaften Tag und Nacht. Das Schlimmste ist, dass die Jagd an so abgelegener Stelle ausgeübt wird und die Oeffentlichkeit wenig von der Ausrottung der ganzen Gattung erfährt.

Dr. Murphy verbrachte einige Monate mit einer Walfischexpedition im Polarmeere, um Beobachtungen an Ort und Stelle zu machen. "Unsre Nachkommen haben wirklich ein Recht auf diese interessanten und wertvollen Säugetiere", sagte er "Es gibt kein anderes Oel auf der ganzen Welt, das Walfischöel für gewisse Zwecke ersetzen könnte. Es liegt gar kein Grund vor, warum unsere Generation den Weltvorrat gierig aufbrauchen und die nächste Generation ohne einen Walfisch lassen sollte, wie es bestimmt eintreten wird, wenn der Vernichtung des Walfisches nicht Einhalt getan wird, und zwar recht bald."

H. Hesse (New York).

Nächte des Grauens.^x

Aus dem aufwühlenden Buche der Sandor Kémeri "Die Kerker von Budapest", das soeben, von Barbusse eingeleitet, im Verlage Kaden & Comp., Dresden, erschienen ist, bringen wir als charakteristische Probe den nachstehenden Abschnitt

SPD. Nacht der Schrecken, angefüllt mit allen Grauen, Nacht, in der ich mit dem Tod ringe, mich in Krämpfen winde, o dreimal furchtbare Nacht.... Im Schutze der Finsternis bringen die Pronay=Henker wieder einen Sterbenden. Ich begegne ihm auf dem Gang, als ich in die Zelle zurückkehre, und es ist mir nicht möglich, meinen Blick abzuwenden. Während man den Zellschlüssel herbeiholt, liegt er röchelnd auf seiner Bahre. Ich sehe ein leidvolles Gesicht, einen fleischlosen Kopf, der einem Totenschädel gleicht. Ich glaube, einen Greis vor mir zu haben. Man sagt mir, er sei achtunddreissig Jahre alt. Seine pergamentene Haut spannt sich über den spitzen Backenknochen, die Augen liegen tief in den Höhlen. Ich muss an verschüttete, spinnwebüberspannene Brunnen denken, Lippen hat er nicht mehr. Ein harter Strich zeigt die Stelle an, die einst ein Mund gewesen. Fast kein Haar mehr. Nur ein paar schütterere Büschel an den Seiten. Sonst ist der von blutigen Malen bedeckte Kopf ganz kahl. Die grosse Adlernase und die hohe Stirn tragen Brandwunden. Und der fast schon der Agonie Verfallene fleht unter Tränen, man möge ihm gestatten, seine Frau noch einmal zu sehen. Es ist sein letzter Wunsch. Einem Mörder würde man ihn erfüllen. Seine Frau will er sehen, seine liebe Frau....

Die Wache schlägt mit dem Gewehrkolben an die Türe. Da wir ganz nahe sind hören wir jedes Wort. "Willst du wohl still sein! Oder soll ich dir Sch.... ins Maul stopfen, elender Judenlummel? Mach schon, dass du krepierst!" Der Sterbende gehorcht nicht. Er schweigt nicht, sondern stösst, schluchzend und nach Luft ringend, immer wieder die Worte hervor: "Meine Frau....meine Frau....ich will sie sehen....nur noch ein einziges Mal...."

Emmy schleicht sich leiss an mein Bett und flüstert mir ins Ohr: "Ich will versuchen, ob ich ihm helfen kann. Ich tue so, als wollte ich aufs Klo=sett, und sobald die Wache sich entfernt hat, schlüpfe ich in seine Zelle und spreche ihm Mut zu. Ich sage ihm, am Morgen würde die Wache abgelöst, und dann sei es möglich, dass sein Wunsch erfüllt werde."

Ich wage nicht, die Gute zu ermutigen, und habe auch nicht das Herz, ihr abzuraten. Ich zittere für sie und überlasse sie bebend ihrem Schicksal. Sie klopft kurz entschlossen an unsre verschlossene Türe. Da niemand kommt, klopft sie stärker. Mein Herz schlägt dabei so heftig, als wollte es hinauspringen. Endlich, nach einer ziemlich langen Weile, lässt sich der Soldat herbei, auf das Klopfen zu reagieren. Er kommt vom hinteren Ende des Ganges, wo er sicher die übliche Kartenpartie mit seinem Kameraden gespielt hat. Der Einsatz, um den es dabei zu gehen pflegt, sind Ohrfeigen, die der Gewinner an die Gefangenen austheilen darf. Unser Pronay=Mann ist gewiss gerade im Vorteil, denn er begrüsst Emmy mit einem Schlag ins Gesicht. "Der Tag ist dir wohl nicht lang genug, dass du auch noch bei Nacht laufen musst, krätziges Saumensch!" Und dann lässt er seinen Spielgewinn hageldicht aufs Gesicht der Aermsten prasseln. Sie rührt sich nicht. Still erträgt sie die Misshandlungen, denn sie hat sich vorgenommen, einem Sterbenden Frieden zu geben. Mir ist sehr schwer ums Herz. Ich sitze aufrecht im Bette, lausche auf jedes Geräusch und bin gespannt, ob das tapfer kleine Ding sein Ziel erreicht. Dabei sehe ich ein kleines Viereck des bestirnten Himmels durch das Gitterfenster....

Wie eine aufgescheuchte Katze huscht Emmy, mit aller Vorsicht öffnet sie die Tür der Zelle gegenüber....Jetzt ist sie bei dem Sterbenden....Sie neigt

sich über ihn, spricht ihm Trost zu, sagt, dass sein letzter Wunsch Erfüllung finden solle... Ach, schon dröhnen Nagelschuhe wütend über den Boden... Ich bedecke mein Gesicht... Armes Kind!... Flüche, Schläge, Schreie schallen... Ich schreie mit; so furchtbar erregt bin ich.

Unser Tür wird aufgerissen, ein Fusstritt schleudert Emmy mitten in die Zelle. Der Pronay-Mann schäumt vor Wut. "Nicht einmal einen Sterbenden kannst du Schwein in Ruhe lassen? Ich will dir zeigen, wie du dich zu verhalten hast." Bei jedem Worte schlägt er sie ins Gesicht. Ich beisse die Zähne zusammen, um einer Empörung nicht Luft zu machen.

Kaum ist der Henker draussen und hat den Schlüssel zweimal im Schloss umgedreht, stehe ich schwindelnd auf und schleppe mich mühselig zu Emmy, die ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, leise vor sich hin weint. Ich streichle sie zärtlich und bitte sie, mir zu sagen, was geschehen ist. Sie flüstert mir zu, dass sie einen schmerzenden Schlag aufs Auge empfangen und eine blutende Wunde im Rücken hat. Aber schlimmer als alles sei die Gemeinheit gegen den Sterbenden. Sie habe gerade noch so viel Zeit gehabt, dem Unglücklichen Trost zu spenden, freilich ohne zu wissen, ob er ihre Worte noch verstehen konnte, da habe der Soldat sie fortgerissen und habe etwas getan, wessen ein wildes Tier nicht fähig gewesen wäre.... Da der Sterbende dalag und röchelte, trat er an ihn heran und spie ihm in den offenstehenden Mund!

Ein Weinkrampf schüttelte das arme, mitleidige, in seinen zartesten Gefühlen so tief verwundete Kind.

"Meine Frau... nur noch einmal sehen...", jammert die verlöschende Stimme weiter.

Endlich graut der Morgen. Die Gitter vor unserm Fenster leuchten golden auf. Wir hören den Lärm der Ablösung. Aber für den Märtyrer gibt es keine Hilfe mehr. Er sieht sein Weib nicht wieder. Er ist am Ziele seiner Leidensbahn.

Berliner Vergnügungsbetrieb.

Zweimal Sylvester.

SPD. Man muss auch in den schlechten Zeiten die Feste feiern, wie sie fallen. Und wenn man gar ein Fest zweimal feiern, wenn man sich zweimal alles Gute und Schöne zum neuen Jahre wünschen kann, warum sollte man das nicht mit Lachen und Scherzen tun, auch wenn man schon bei einem Male nicht so sehr daran glaubt, dass sich die guten Wünsche erfüllen werden. Die Russen feiern bekanntlich den Jahreswechsel dreizehn Tage später als wir. Und da es besonders im Berliner Westen eine ganze Flut russischer Lokale gibt und solche, in denen viele Russen verkehren, haben sich auch die Berliner allmählich daran gewöhnt, das russische Neujahr mit ihren russischen Freunden zusammen zu feiern. Auch diesmal wieder hatten sich die russischen Lokale und die deutschen, die entweder eine russische Kapelle oder viele russische Gäste hatten, festlich hergerichtet. Die Gäste kamen im Abenddress; die russischen Weisen klangen noch schwermütiger denn sonst. Punkt-zwölf ging das Licht aus; langsam klangen zwölf Paukenschläge durch das Lokal; die Geschäftsinhaber oder die Geschäftsführer traten auf einen Podest und wünschten erst russisch, dann deutsch den Anwesenden alles Gute. Gläser klangen; man küsste sich auf beide Wangen; Papierschlängen flogen, und jetzt, wo wir es uns zweimal gewünscht haben, wird das neue Jahr vielleicht noch doch so, wie wir es gern haben möchten.

Neueste Mode: Ungarn.

Dennoch ist es schon nicht mehr letzter Schrei zu den Russen zu gehen. Heute sind die Ungarn und die Zigeunerkapellen grosse Mode. Trotz des Krachs in der Vergnügungsindustrie sind eine Menge neuer Lokale entstanden. Fast scheint es, als seien für jedes Lokal, das seine Pforten schliessen musste, zwei neue

da. Als Herkules der Hydra die Köpfe abschlug, wuchsen für jeden verlorenen zwei neue. Auch das Berliner Nachtleben ist so eine Hydra. Die neuen Köpfe, die der so arg mitgenommenen Vergnügungsindustrie jetzt erwachsen, haben das besondere Kennzeichen, dass sie ungarisch oder rumänisch sprechen.

In der Budapester Strasse ist ein grosses ungarisches Restaurant eröffnet worden, das von der ungarischen Regierung unterstützt wird, allerdings mit einer gewissen politischen und konfessionellen Einstellung sich schon wieder manche Sympathien verschert hat. In derselben Strasse hat sich ein kleineres, privates und sehr reizvolles ungarisches Restaurant aufgetan, das in Küche und Keller in der Leitung und in der Musik die besten Seiten dieses Landes hervorkehrt. Das einzige ungarische Restaurant, das es früher gab, war in der Innenstadt. Dort traf man alle Ungarn, und wer die Küche dieses Landes liebte, pilgerte oft dorthin. Auch dieses Lokal eröffnet am Kurfürstendamm eine Filiale. Ein paar Schritte weiter hat man einen Zigeunerkeller eröffnet, und in den andern Restaurants und Cafés spielen immer mehr ungarische und rumänische Kapellen. Das Cymbal und der Syring, Musikinstrumente, die man hier kaum dem Namen nach kannte, sind vertraute Instrumente geworden. Die deutschen Musiker sehen das alles natürlich nicht gerade mit Vergnügen, und man kann es ihnen auch nicht übel nehmen wenn sie dagegen protestieren. Aber diese fremden Kapellen werden doch nicht nur aus Snobismus so hoch geschätzt. Denn diese Leute sind ungeheuer musikalisch, reagieren auf jeden Zuruf, spielen, was man nur hören will, und das alles mit einer Freude, die ansteckt, und mit einer unermüdlichen Ausdauer, die keine Pausen kennt. Die deutschen Kapellen spielten brav, aber man sah ihnen nur allzu oft an, wie sie sich freuten, wenn sie die letzte Seite des Notenblattes herumdrehten. Und die Pausen waren recht lang. Jetzt wird fast nie nach Noten gespielt, dabei in einem Tempo, das auch den grössten Griesgram lustig werden lässt. Es gibt ein paar Lokale im Berliner Westen, in die früher kein Mensch ging. Jetzt haben sie ungarische und rumänische Zigeunerkapellen, und man kann dort schon am frühen Nachmittag kaum einen Stuhl bekommen.

Und noch ein neues Lokal.

Manchmal wundert man sich heute, auf welche Ideen die Gastwirte kommen, um die Leute einzufangen. Da ist schon wieder ein neues, grosses Café aufgemacht. Sehr hübsch und recht elegant. Das ist ein Anziehungspunkt, aber kein sonderlicher Magnet. Die Preise sind durchweg billiger als in allen umliegenden Lokalen gleichen Schlages und Ranges. Das zieht schon mehr. Dass eine ausgezeichnete rumänische Kapelle dort spielt, brauche ich wohl kaum noch zu erwähnen. Aber auch das genügt dem Wirt noch nicht. Er sagte sich, dass die Leute auch Zeitungen lesen wollen. Auch ein Zeitungscafé ist keine neue Idee. Ausserdem verbietet es die Eleganz des Lokales, das man da herumrennt und die Journale zusammensucht oder sich hinter einem Berge von Zeitungen verbarrikadiert. Deshalb bekommt dort jeder Gast, der auch nur einen Kaffee bestellt, eine Zeitung dazu geschenkt. Und zwar zu jeder Tages- und Nachtstunde gerade die zuletzt erschienene. Fein säuberlich wird sie neben jedes Gedeck gelegt.

Politische Reminiszenz.

Man geht in Berlin meist ohne Vorsatz bummeln. Wohin man auch kommt, trifft man Bekannte, die einen mitschleifen. So ist man fast immer in einer Gesellschaft, die der Zufall zusammenwürfelt, und landet in Lokalen, die ebenfalls der Zufall vorschlug. Auf einem dieser Bummel landeten wir wieder einmal im Dachgarten des Edenhotels, um zu tanzen.

Auch an diesem Orte kann man feststellen, dass die Zeiten lausig sind. Viele, die früher vor einer Flasche Wein sassen, sitzen heute nur bei einem Kaffee. Viele, die früher den Sektkübel neben sich stehen hatten, begnügen sich mit einer bescheidenen Flasche Wein. Aber es gibt auch hier noch immer genug Leute, die Sekt trinken. Man spricht hier, wie auf stillschweigendes Uebereinkommen, nicht viel von der Zeit, nicht viel von der Politik. Läge nicht gerade am Nebentisch eine Zeitung, deren rot unterstrichene Schlagzeile herüberschreit, man dächte kaum an die Welt da draussen.

Bald brechen wir auf. Es regnet. Die Lichter spiegeln sich in der Strasse. Die eleganten Autos glitzern, wie mit Perlen übersät. Aber zwischen ihnen steht im Halbschatten, etwas verborgen und abgedunkelt, ein Ding wie ein Lastwagen. Es ist ein Polizeiauto. Schweigend sitzt die Mannschaft darin. Ein Leutnant geht langsam an der Ecke des Hotels auf und ab. Nanu, was ist los? Auf einmal entsinnt man sich, mit halbem Auge in den Mittagsblättern gelesen zu haben, dass heute erhöhte Alarmbereitschaft der Polizei ist. Man erinnert sich der Plakate, die zu Gedächtnis- und Protestversammlungen aufriefen. Hier aber, wo es so still ist?

Da dämmert einem die Erinnerung an die Dinge, die an diesem Tage vor einigen so schnell vergangenen Jahren geschahen, und man weiss plötzlich, warum gerade hier ein Kommando steht. Hier im Edenhotel, da war es. Hier haben sie Rosa Luxemburg herausgeholt und erschlagen.

Wie eine stille, späte Totenwache stehen die Polizisten, Helm am Kinn, festgebunden, da; und ein müder Regen senkt sich langsam aus der stillen Nacht auf die Strasse. Ob wohl die Leute, die da oben tanzen, sich an das Datum erinnern? Delta.

Das neue Zeileis-Institut.

Gallspach, der einst so stille, unbekannte Marktflecken in Oberösterreich, besitzt heute Weltruf: Valentin Zeileis, der "Wunderdoktor", hat ihm diesen Ruf verschafft. Ueber dessen merkwürdige Heilmethode sprach kein Geringerer als der Nobelpreisträger Professor Dr. von Wendt (Helsingfors) gemeinsam mit Dr. Fritz Zeileis im August des vorigen Jahres auf dem Physiologenkongress in Boston.

Bis vor kurzem musste Zeileis in einem in jeder Hinsicht unzulänglichen Räume seines idyllischen Wasserschlösschens täglich bis zu 1000 Patienten untersuchen und behandeln. Anfang Januar dieses Jahres fand nun eine offizielle Besichtigung des neuen Institutes und anschliessend eine Huldigung für Valentin Zeileis statt, an der viele tausend Menschen aus nah und fern, darunter auch Professor Dr. von Wendt, teilnahmen.

In dem neuen Institut können 6000 Patienten am Tage behandelt werden. Die Kosten des Neubaus und seiner ganzen Einrichtung beliefen sich auf über 10 Millionen Schilling. Das Riesengebäude umschliesst zwei Wohnflügel für die Angestellten, mehrere Bureaus, die Generatorenanlage, das Maschinenhaus, das Heizhaus, den Schaltraum, die Ventilatorenkammer, den Medikamentenraum, die Hauswerkstätte usw. Im Haupttrakt befindet sich der riesenhafte Warteraum, zwei Auskleideräume (für Männer und Frauen) und der etwas mystisch aussehende Behandlungssaal: die Wände sind unten in Mannshöhe mit schwarzem Marmorglas verkleidet, der übrige Teil ist dunkelviolett gestrichen. In diesem Raume befindet sich die ganze Apparatur: der Hochfrequenz-Radium-Apparat mit 600.000 Volt Spannung, neue Modelle der Helium- und Röntgenlampe und die berühmte Diagnostikröhre, ein aus besonderem Glasfluss hergestellter Hohlstab, der mit Aktinegas gefüllt ist, dessen einfache und billige Erzeugung Zeileis geheim hält.

Diese Röhre soll - wie die Anhänger der Zeileis'schen Heilmethode behaupten - in der Hand eines erfahrenen Diagnostikers wahre Wunder wirken.

19 Zeileis-Schüler, Aerzte, besitzen bis heute eigene Institute, darunter fünf in Osterreich. Zahlreiche Voranmeldungen für eine Zeileis-Praxis liegen ausserdem vor.

Valentin Zeileis, den Naturburschen, sieht man nie anders als mit ausgeschlagenem Hemd, Sportkappe und - - einer Virginia im Munde. Er, der hilflos und überzeugte Naturanbeter, arbeitet unermüdlich das ganze Jahr hindurch bis auf zwei Wochen im August, die er, vollkommen abgeschlossen von dem Affen-

theater, das Welt genannt wird, auf einer steirischen Alm, in erquickender
Gemeinsamkeit mit Sonne und Wind, verbringt.

Dr. Harald Spitzer (Graz)

Der Weltreisende.^x

SPD. Zamm aus Bammenbach machte eine Reise um die Welt. Fünf Jahre da-
nach fuhr Zamm nach Bammenbach zurück. Na - dachte er - ich werde ja schönes
Aufsehen erregen in meiner Vaterstadt, wenn ich nach so langer Zeit zurückkomme
Kopf stehen werden die Bammenbacher, wenn sie mich nach so langer Zeit wieder-
sehen!

Mit klopfendem Herzen stieg Zamm in Bammenbach aus dem Zuge. Vor dem
Bahnhof blieb er stehen und sah sich um, in der Hoffnung, einen Bekannten zu se-
hen.

Und richtig! Wie es der Zufall so will, da geht doch gerade Zamms alter
Freund August vorüber. "Hallo! August! Altes Huhn!" schreit Zamm erfreut.

Erstaunt sieht sich August nach ihm um. Dann sagt er lächelnd, indem er
Zamm die Hand schüttelt: "Ach so, du bist es. Was machst du denn hier am Bahn-
hof? Du willst wohl verreisen.....?"

Kurt Miethke.

SPD. Kunstindustrie=Ausstellung in Stockholm.^x Mitte Mai wird in Stock-
holm eine beachtenswerte Kunstindustrie=Ausstellung eröffnet werden, auf der
zum ersten Male zusammenfassend veranschaulicht werden soll, was die moderne
Technik auf Grund des Handwerks und einer überlieferten nationalen Heimkultur
zu leisten vermag, um unter Verwertung künstlerischer Kräfte Wohnräumen und
Einrichtungsgegenständen Qualität und ansprechendes Aussehen zu verleihen.
Ähnliche Bestrebungen auf benachbarten Gebieten will man gleichfalls zeigen.
Deshalb ist die Ausstellung in 3 Gruppen eingeteilt, von denen eine der Archi-
tektur und im besonderen der Wohnungseinrichtung, eine andere dem Leben ausser-
halb der Wohnung, also dem Verkehr der Strasse und dem Gartenbau, und schliess-
lich eine dritte Gruppe der Inneneinrichtung und dem Hausgerät gewidmet ist.
Neben Beispielen verfeinerter Kunstindustrie, die dem Luxusgebiete zugehören,
will man vor allen Dingen den Bedürfnissen eines Durchschnittsheims durch be-
sondere Betonung der auf Massenherstellung von Stapelartikeln gerichteten
Kunstindustrie Genüge leisten. Es ist interessant, dass man versuchen wird, das
"ideale Heim für jedermann" gleichzeitig mit genauer Kostenbestimmung darzu-
stellen.

SPD. Wieder neue Goldschatz=Hebungsversuche.^x Vor einiger Zeit wurde be-
kannt, dass man daran gegangen ist, die altrömischen Schiffe im Nemi=See in Ober-
italien, die dort nach antiken Berichten versunken sein sollen, wieder zu hoben,
weil man in ihnen alte Goldschätze vermutet. Jetzt kommt die neue Nachricht aus
Neapel, dass sich dort ebenfalls eine Gesellschaft gebildet hat, um den Gold-
schatz Ferdinands IV. zu heben. Dieser König hatte im Jahre 1808, als er vor den
Franzosen fliehen musste, alles Gold, das er in seinem Reiche zusammenbringen kon-
nte, auf den spanischen Segler "Pollux" mit einigen Kunstwerken verladen lassen.
Der Segler scheiterte in der Nähe von Portolongo. Bei den gegenwärtigen Versu-
chen hat man tatsächlich an der Stello, der nach Ueberlieferungen der Ort der
Strandung ist, ein Wrack gefunden, das mit dem Segler "Pollux" identisch sein
kann.

Der Tod in der Wüste.

Von Ph. Macdonald.

Deutsche Rechte: Th. Knaur Nachfg.

11)

SPD. "Achtung!" brüllte der Sergeant und stieß Hale nach links, Morelli nach rechts beiseite, während er selbst zurücksprang.

Etwas Dunkles sauste durch die Luft und schlug mit einem Krach, dass die Erde zitterte, vor ihren Füßen auf. Abelson, der am weitesten weg war, handelte zuerst, lief zu dem Gestürzten und kniete neben ihm hin. Er hob das Haupt, welches den Tropenhelm verloren hatte, vom Boden auf: in der Stirn, gerade über dem linken Auge stand ein rundes Loch, dessen Rand leicht blutig gefärbt war. Dann bog er den Kopf noch weiter nach vorn, beugte sich nieder, um die Rückseite des Schädels zu betrachten, wo sich ein zweites Loch befand, und liess das stille Haupt und die gelösten mächtigen Glieder sanft wieder niedersinken.

"Herr...Gott!" stiess Morelli hervor. Hale pfiiff leise durch die geschlossenen Zähne.

Der Sergeant sprang mit plötzlicher Heftigkeit über den Leichnam, erreichte mit drei Sätzen die Palme und ergriff das Lederseil; kaum schwebte er in dessen über dem Boden, als die Leine zusammen mit den Splintern zerbrechenden Holzes herunterflog. Er taumelte zurück und fiel hin.

Morelli schüttelte die Erstarrung ab, lief zur Quelle, riss seinen Karabiner hoch, der an einer Palme lehnte, und stürzte dem westlichen Hügelrand zu. Der Sergeant raffte sich auf. "Morelli!" rief er. Der Angerufene stutzte und drehte sich ungeduldig um. "Zurück!" Morelli zögerte, lief dann aber so gleich weiter. Der Sergeant legte die Hände an den Mund: "Morelli!" Es war ein Klang in der Stimme, der den Laufenden aufhielt; er blieb stehen, kehrte um und kam langsam mit hängendem Kopfe zurück. Den Karabiner schleifte er hinter sich her, so dass der Kolben im Sande eine Spur hinterliess, die wie eine Schlange hinter ihm herkroch.

"Hale, Abelson, holen Sie Ihre Karabiner! Schnell! Schnell!" Der Sergeant beugte sich zu der leblosen Masse, die einst Brown gewesen war. "Der Schuss kam von drüben." Er zeigte nach Westen. "Dorthin blickte er. Ein Schuss auf sehr weite Entfernung...." Er sandte Morelli, Hale und Abelson als Unterstützung Cooks und MacKays an den Hügelrand; als sie gegangen waren, wandte er sich dem Eingang der Hütte zu und rief leise nach Sanders, der blinzend in das Sonnenlicht trat. "Der Unteroffizier hat noch nicht...", begann er.

"Schon gut", sagte der Sergeant kurz. "Bücken Sie sich, ich will hier draufklettern". Er wies auf das Hüttendach.

"Ich verstehe nicht..."

"Los doch! Bücken Sie sich....Hände da hin....noch ein wenig tiefer. Ich muss auf das Dach...."

Im Augenblick war er oben, während unten Sanders seine knöchigen Schultern rieb. Er trat vorsichtig an eine Ecke des flachen Daches und schützte seine Augen mit der Hand vor den schrägen Strahlen der sinkenden Sonne, während er nach Westen schaute. Wie er sich gedacht hatte, befand er sich hoch genug, um zwischen den Palmenstämmen hindurch über die Wüste sehen zu können, aber nicht so hoch, dass die Kronen der Bäume seine Sicht behindert hätten.

Er durchforschte die Weite - Sand, Sand, nichts als Sand mit einigen wenigen Erhebungen, die niedrigen, ruhigen Dünungswellen glichen. Sonst nichts, kein Leben.... nirgends ein Loch, ein Riss oder ein Erdwall, in dem oder hinter dem Menschen sich verstecken könnten.

Aber Brown war erschossen worden, die Tatsache bestand, also war da jemand irgendwo auf Schussweite..... Er strengte seine Augen an, bis schwarze Flecke vor ihnen in der heissen, stillen, leblosen Luft tanzten.

Leise fluchend kauerte er sich hin und glitt wieder zur Erde, wo er sich überkugelte. Sanders wollte ihm helfen; er stand allein auf und sagte: "Gehen Sie lieber wieder hinein. Wie geht es ihm?"

"Scheinbar besser", antwortete Sanders zögernd. "Sein Atem geht stärker und nicht mehr so schnell wie vorhin, Herr Sergeant!" Seine Stimme klang dringlicher und schlug schon wieder nach oben. "Herr Sergeant. Was...was ist passiert?"

Der Sergeant sah ihn an und sagte langsam, während er das magere Gesicht des vor ihm stehenden Mannes ruhig betrachtete:

"Brown ist gefallen. Er war oben auf der Palme, da....jemand hat auf ihn geschossen. Er war sofort tot."

Sanders zog die Luft mit einem scharfen Laut durch die Zähne und blieb mit gesenktem Haupt stehen, während seine Lippen sich wieder rastlos bewegten. Der Sergeant sah ihn immer noch an:

"Gehen Sie hinein", befahl er dann ruhig.

Achtes Kapitel.

Sie begruben Brown nach Sonnenuntergang an der Ostseite der Oase. Morelli, Hale und Cook trugen den Leichnam; über ihnen auf derselben Seite des Hügels lagen Abelson und MacKay mit ihren Karabinern im Anschlag. Gegenüber, nach Westen zu, beobachteten der Sergeant und Sanders; nichts störte ihre Arbeit.

Später traten sie an der Quelle um den Sergeanten zusammen, der die Nachtwachen mit dreistündiger Ablösung für je zwei Leute bestimmte. Erst Hale und Abelson, als zweite MacKay und Cook, zuletzt er selbst und Morelli. Sanders hatte abgelehnt, als man ihm seine Pfllegetätigkeit abnehmen wollte; er wünschte dazubleiben und könne schon ab und zur für fünf Minuten einnicken.

Der Sergeant verteilte das Essen; jeder bekam ein Stück Hartbrot, das Siebentel einer Fleischkonserve und Datteln. Sie verzehrten es getrennt, Hale und Abelson auf Posten, MacKay sass beim Sergeanten, der ihn darum gebeten hatte, bei der Hütte, Morelli und Cook blieben an der Quelle.

In der Hütte verschlang Sanders seine Mahlzeit mit einer Eile, die nicht dem Hunger, sondern dem Verlangen entsprang, mit einer langweiligen und unangehmen, leider notwendigen Beschäftigung zu Ende zu kommen. Als er kaum den letzten Bissen hinuntergewürgt hatte, kniete er neben dem unbeweglichen Körper des Unteroffiziers nieder und liess den Kopf nach hinten sinken, während sein Gesicht, dessen Augen geschlossen waren, einen ekstatischen Ausdruck annahm. Seine scharfen Linien verloren sich; er wurde weich und ruhig, zeigte aber einen grossen Schmerz. Seine Lippen bewegten sich, seine Hände waren vor seiner Brust so krampfhaft gefaltet, dass die Knöchel weiss erschienen.

An der Quelle ass Cook mit stillem Behagen. Er schnitt seine schmale Scheibe Rindfleisch in kleine Würfel und setzte jeden auf ein grösseres Stück des sorgfältig gebrochenen Hartbrottes. An jedem Mundvoll kaute er voll bewussten Genusses und trank dazwischen in langen Zügen das kühle Wasser. Morelli beobachtete ihn; sein Anteil lag unberührt auf der flachen Seite seiner Feldflasche vor ihm. Keiner von beiden sprach, bis Morelli endlich sein Brot und Fleisch, dem andern hinhielt und fragte:

"Willst du's haben? Ich mag es nicht."

"Mhm", sagte Cook, streckte seine riesige Hand aus, nahm das Gebotene und nickte zum Dank.

Morelli konnte keine Ruhe finden; er stand auf, setzte sich wieder, erhob sich von neuem, ging ein paar Schritte im Kreise umher und kam an seinen alten Platz zurück. Mehrfach setzte er zum Sprechen an, ohne jedoch wirklich zu reden, zog seine Pfeife heraus, fand keinen Tabak, nahm eine Zigarette zwischen die Lippen, änderte seine Absicht und steckte sie wieder in das Lederetui zurück.

(Fortsetzung folgt.)